

dtv

Dorothy Baker

Zwei
Schwestern

Aus dem Amerikanischen
von Kathrin Razum

und

mit einem Nachwort
von Peter Cameron

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de

Die Übersetzerin dankt dem Freundeskreis Literatur-
übersetzer e.V. für ein Arbeitsstipendium, das vom
Ministerium für Wissenschaft, Forschung und
Kunst Baden-Württemberg ermöglicht wurde.



Auf Deutsch erschien ›Cassandra at the Wedding‹ erstmals
unter dem Titel ›Cassandra auf der Hochzeit‹ im Krüger Verlag 1965
in der Übersetzung von Günther Huster.

3. Auflage 2015
2015 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 1962 by Dorothy Baker
Copyright renewed © 1990 by Howard Baker, Joan Fry and Ellen Rupp
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
›Cassandra at the Wedding‹
2004 erschien die Neuausgabe
in der Reihe *Classics* der New York Review of Books
© 2015 der deutschsprachigen Ausgabe:
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Gesetzt aus der Stempel Garamond 9,5/14
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28059-4

*Zur Erinnerung an
David Park*

- Cassandra spricht -

1

ICH SAGTE IHNEN, dass ich bis zum einundzwanzigsten alles erledigt haben könnte und am zweiundzwanzigsten heimkommen würde. (Juni.) Aber alles lief besser, als ich erwartet hatte – am einundzwanzigsten hatte ich vormittags um zehn bereits sämtliche Klausuren korrigiert, benotet und wieder ins Institut zurückgebracht, und als ich heimkam, fühlte ich mich so rastlos, so ruhelos, dass ich doch noch mal zu überlegen begann. Von der Uni bis zur Ranch sind es nur fünf Stunden, wenn man zügig fährt – wenn man nicht alle fünfzig Meilen auf einen Orangensaft anhält, so wie Judith und ich es in unseren ersten beiden Collegejahren taten, oder auf einen Drink in einer Bar, so wie später, als wir gelernt hatten, wie man mit unter zwanzig für über einundzwanzig durchgeht. Wie gesagt, wenn man vornimmt, ein bisschen auf die Tube drückt, schafft man es in fünf Stunden von Berkeley zur Ranch, und dass wir es früher nie darauf anlegten, hatte den Grund, dass wir uns in kleinen Etappen auf das Leben zu Hause einstellen mussten, uns gewissermaßen wappnen mussten für das dreifache Willkommen, das uns erwartete – von unserem Vater, unserer Mutter und

unserer Großmutter, die uns auf drei verschiedene Weisen heiß und innig liebten. Wir liebten sie auch, auf sechs verschiedene Weisen, aber meistens ließen wir uns auf der Heimfahrt Zeit.

Es war kein dreifaches mehr – das Willkommen. Unsere Mutter war drei Jahre zuvor gestorben (viel zu jung, wobei ich mir nicht sicher bin, ob sie das auch so sah) und würde deshalb bei Judiths Hochzeit nicht dabei sein. Im Gegensatz zu mir. Wenn ich hinging, und natürlich musste ich hin, würde ich in offizieller Funktion unübersehbar dabei sein – als ihre einzige Brautjungfer. Sie hatte mich brieflich darum gebeten, und ich hatte nicht direkt darauf reagiert, da ich eher zurückhaltend bin, besonders was Hochzeiten angeht, aber ich hatte gesagt, dass ich am zweiundzwanzigsten zu Hause sein würde, und unbewusst dafür gesorgt, dass ich schon am einundzwanzigsten startklar war, im Juni der längste Tag des Jahres. Und genauso begann er sich auch anzufühlen, nachdem ich die Klausuren ins Institut gebracht hatte. Ich lief in der Wohnung herum, schaute zwei-, dreimal in den Kühlschrank, so kalt, so weiß, so leer, und noch öfter aus dem großen Westfenster, hinaus auf die Bucht mit den Gefängnisinseln und der unglaublichen Brücke, die sich darüber spannte. Unglaublich, aber nachdem ich sie so oft betrachtet hatte, glaubte ich inzwischen doch an sie, und den Winter über war sie mir immer mal wieder äußerst attraktiv erschienen. Manchmal geradezu unwiderstehlich, was für meine Analytikerin allerdings ebenfalls galt, die beiden hoben sich also mehr oder weniger gegenseitig auf.

Ich trat hinaus auf das Sonnendeck und ließ mir alles noch mal durch den Kopf gehen – wie heiß es zu Hause sein würde, eine glühende, heilende Hitze, und wie schön es sein würde, den Hund und die derzeitige Katze und meinen Vater und meine Großmutter zu sehen. Und meine Schwester. Judith.

Die Brücke sah auch jetzt wieder gut aus. Die Sonne schien darauf und verlieh ihr die Anziehungskraft eines leuchtenden Exit-Zeichens in einem überfüllten, stickigen Hörsaal, in dem man sich, wie ich so oft, eine nicht eben brillante Vorlesung anhören muss. Aber natürlich können nicht alle Vorlesungen brillant sein; man kann sie über sich ergehen lassen und das Nützliche für sich herausziehen, und wenn das Exit-Zeichen funkelt und lockt, kann man es ignorieren. Außerdem versichert mir meine Analytikerin, dass ich im Grunde meines Herzens niemand bin, der springt, es entspricht mir einfach nicht. Ich neige nur zu Gedankenspielen und zur Ruhelosigkeit, und ich glaube, während ich die Brücke taxierte, wusste ich die ganze Zeit, dass ich mit großer Wahrscheinlichkeit nach Hause fahren und gemäß Einladung an der Hochzeit meiner Schwester teilnehmen würde; ich würde ihr mit den Häkchen und Reißverschlüssen ihres wie auch immer gearteten Kleides helfen, den Brautstrauß halten, während sie den Ring angesteckt bekam, in die Nase oder an den Finger, wie es ihr beliebte, und wenn der Moment kam, zu widersprechen oder aber fürderhin zu schweigen, würde ich mich für Letzteres entscheiden. Ich würde ziemlich sicher hingehen und alles tun, was man von der einzigen Brautjungfer erwartet. Wahrscheinlich würde ich alle Erwartungen übertreffen.

Ich wusste nicht einmal, wer der Bräutigam war, nur dass es sich um einen Medizinstudenten handelte, den sie in New York kennengelernt hatte, und dass er Lynch hieß, oder vielleicht sogar Finch. Ja. Finch. John Thomas Finch, wie der Fink. Den hatte sie wohl im Birdland aufgegebelt?

Ich ging wieder hinein, sperrte die Tür zum Sonnendeck ab und zog an der Zugkordel, um die Vorhänge vor dem Westfenster zu schließen. Für dieses Semester hatte ich genug von

der Aussicht. Ich spazierte durch die Wohnung, landete vor meinem Schreibtisch und betrachtete das Blatt, das in die Schreibmaschine eingespannt war, genauer gesagt Seite siebenundfünfzig der Rohfassung meiner Examensarbeit, meine Gedanken zum französischen Roman – mein großer akademischer Vorstoß. Ich schaltete meine Schreibtischlampe ein, Zeugin zahlloser Korrekturen, las, was auf Seite siebenundfünfzig stand, und lachte laut auf. Nicht, weil es so amüsant gewesen wäre, sondern weil es so ein absurdes Unterfangen war – eine Examensarbeit zu schreiben, damit ich Lehrerin werden konnte statt Schriftstellerin, insbesondere wo es in meiner Arbeit um Schriftstellerinnen ging, und zwar um ganz aktuelle, größtenteils junge Frauen, kaum älter als ich, die ich erbarmungslos als Thema für meine Examensarbeit ausbeutete. Andersherum wäre es mir deutlich lieber gewesen – wenn ich die Schriftstellerin gewesen wäre und alle anderen ihre Arbeiten über mich geschrieben hätten, aber ich habe da ein spezielles Problem, meine Mutter war nämlich Schriftstellerin gewesen, sie hat zwei Romane, drei Theaterstücke und eine ganze Reihe Drehbücher geschrieben, alle ziemlich bekannt, und für ein Schriftstellerkind ist es nicht einfach, selbst Schriftstellerin zu werden. Ich verstehe nicht warum, aber es ist so. Es hat etwas damit zu tun, dass man nicht verglichen werden will. Man will weder sich messen müssen noch sich nicht messen können, und man will auch kein Kapital aus seiner Herkunft schlagen. Nicht dass ich etwas gegen meine Mutter gehabt hätte. Ich habe sie geliebt, denke ich, aber meine Mutter ist erst vor drei Jahren gestorben, vor knapp drei Jahren, und ich möchte lieber einen angemessenen Zeitraum verstreichen lassen, bevor ich es selbst versuche. Oder auch nicht versuche. Auf jeden Fall will ich erst diese idiotische Arbeit schreiben und wenigstens meinen Abschluss machen.

Ich zog das Blatt aus der Schreibmaschine, zerknüllte es und warf es in den Papierkorb neben meinem Schreibtisch, schob die anderen sechsfünfzig Seiten so zusammen, dass die Kanten sauber übereinanderlagen, schob sie in einen Ordner und diesen dann in die oberste Schublade, und dann setzte ich den Deckel auf die Schreibmaschine. Falls die Wohnung in Flammen aufging, während ich auf der Hochzeit war, würde die Welt nie erfahren, was ich so mühevoll über den Roman in der Form, in der er derzeit in Frankreich von kaum dem Mädchenalter entwachsenen Frauen und einigen ebenso jungen Männern praktiziert wurde, zu sagen versuchte. Aber die Wohnung würde nicht in Flammen aufgehen. Und wenn ich zurückkam, würde ich zweifellos das zerknüllte Blatt wieder aus dem Papierkorb ziehen, es glatt streichen, Wort für Wort abschreiben und weitermachen. In zwei Wochen, vielleicht auch schon in einer.

Mir wurde immer klarer, dass ich vorhatte zu fahren, keine weitere Nacht hier zu verbringen, jedenfalls nicht die bevorstehende. Es gab alle möglichen Indizien dafür: Ich zog mein Bett ab und steckte die Laken in den Wäschesack, und ich klappte den Vorderdeckel des Flügels zu, eines Flügels, der zur Hälfte mir gehörte, den ich aber kaum angetastet hatte – um im Bild zu bleiben –, seit Judith, der die andere Hälfte gehörte, nach New York gegangen war. Ich hätte schon vor neun Monaten den Deckel zuklappen und abschließen sollen. Irgendwo gab es einen Schlüssel dafür.

Aber ich hielt mich nicht damit auf, ihn zu suchen, und nachmittags um drei hatte ich schon die halbe Strecke hinter mir und saß in einer Bar, einer von denen, wo wir früher immer haltgemacht hatten. Sie war dunkel und klimatisiert, und ich hatte einen Zitronensirup mit Wodka in der Hand, aus Rück-

sicht auf meine Großmutter, die es hasst, wenn Leute eine Fahne haben – besonders Mädchen. Ich mag meine Großmutter sehr gern, das tun wir beide, und ich hatte eine Schachtel Schokokirschpralinen für sie besorgt, ehe ich losgefahren war. Sie lagen draußen im Kofferraum und schmolzen vor sich hin, während ich hier in der kalten Bar allmählich erstarrte und hoffte, dass ich die Schokopralinen nicht direkt auf die Schachtel mit dem Kleid gelegt hatte – einem Kleid, das ich ebenfalls vor meiner Abfahrt besorgt und mit dessen Kaufpreis ich eines ihrer Konten belastet hatte, wie sie es mir so oft eindringlich nahelegte. Es war ein weißes Kleid und für die Hochzeit vermutlich geeignet. Ja, gar keine Frage – es war sehr schlicht und elegant und teuer und wohl für jeglichen Anlass geeignet, und meine Großmutter mit ihren hohen Ansprüchen würde das sofort erkennen und mir dafür danken, dass ich ihr diese Ehre erwies. Sie hatte es gern, wenn Mädchen hübsch aussahen, das sagte sie ständig, und ob es nun damit zusammenhing oder nicht, ich hatte, schon zehn Jahre bevor sie modern wurden, eine Vorliebe für Sweatshirts entwickelt. Und für Turnschuhe. So wie ich meine Großmutter kannte, würde ihr dieses Kleid sehr gefallen. Es würde eine große Erleichterung für sie sein, abgesehen davon, dass es mal wieder zu einer Kontobewegung geführt hatte.

Ich schaute an die Wand hinter dem Tresen und sah in einem blauen Spiegel zwischen zwei Flaschenregalen mein Gesicht. Die Flaschen sahen durchaus vertraut aus, aber das Gesicht erkannte ich nicht auf Anhieb, ich glaube, hauptsächlich, weil ich es nicht wollte. Es ist ein Gesicht, das mir schon viel Ärger bereitet hat.

Einen Augenblick später schaute ich aber doch noch einmal hin, ich konnte nicht anders, und diesmal ließ ich mich wissen,

wer das war. Es war das Gesicht meiner Schwester Judith, die mich, na ja, vielleicht nicht anstarrte, eher nachdenklich betrachtete, so wie sie es früher immer getan hatte, wenn sie mich gleich um etwas bitten wollte – die Stoppuhr zu halten, während sie vierhundert Meter schwamm, die Salatsoße zu probieren und ihr zu sagen, was fehlte, ihr die Anekdote über den Schäfer und die Meerjungfrau zu erklären. Es war die Sorte Fragen, die eine jüngere Schwester der älteren Schwester stellt, und ich fand das auch völlig in Ordnung, bloß war ich gar nicht so viel älter als sie. Nur elf Minuten. So stand es in unseren Geburtsurkunden. Diejenige mit Namen Cassandra war sechzig Gramm schwerer und elf Minuten älter als die mit Namen Judith.

Durch einen entschlossenen Willensakt zwang ich das Gesicht zwischen den Regalen, nicht mehr das von Judith zu sein, sondern meines zu werden. Mein ureigenes Gesicht – das Gesicht eines netten Mädchens, das sich anschickte, Lehrerin zu werden, an seiner Abschlussarbeit schrieb, nett zu seiner Großmutter war und einen Tag früher nach Hause fuhr, statt einen Tag zu spät oder am angekündigten Tag, und etwas Anständiges zum Anziehen mitbrachte. Aber es kann mich ganz schön erschrecken, dieses Gesicht, wenn ich es zufällig irgendwo im Spiegel sehe, besonders in Momenten wie diesem, wenn ich allein bin und zugeben muss, dass es tatsächlich meines ist, weil niemand sonst da ist, den ich beschuldigen könnte.

Ich hob das Glas und sagte: »Auf dich, Narziss!«, und es war beileibe nicht das erste Mal, dass ich mit dem falschen Namen angesprochen wurde, auch wenn es bisher nie dieser gewesen war. Viele Leute lassen sich in unserem Fall auf die Nennung eines Namens gar nicht erst ein. »Welche von beiden bist du denn?«, fragen sie, und wenn ich sage, Cassandra, sagen sie, das

hätten sie sich gedacht, was sie genauso gesagt hätten, wenn es Judith gewesen wäre, die gesagt hätte, sie sei Judith. Oder Judith, die gesagt hätte, sie sei Cassandra, oder Cassandra, die gesagt hätte, sie sei Judith. Sie sagen immer, das hätten sie sich gedacht. Wir waren das schon ziemlich früh in unserem Leben gründlich leid. Wir zogen uns nie gleich an. Ich war aus Prinzip schlampig, damit Judith hübsch sein konnte, aber dann vergaßen die Leute, welche die Hübsche war, und mussten wieder nachfragen. Und wir mussten es ihnen sagen. Äußerst ermüdend.

Ich trank meinen Zitronensirup mit Wodka aus und setzte mich ein paar Hocker weiter auf einen Platz, wo die Kasse den direkten Blick in den Spiegel versperrte, doch ein Mann, der dort an der Bar saß, interpretierte das als Wunsch nach Gesellschaft und lud mich, durchaus nett, zu einem Drink ein. Ich hatte tatsächlich noch etwas trinken wollen, oder zumindest hatte ich überlegt, ob es auf der restlichen Fahrt durch einen weiteren Drink kühler oder heißer werden würde, und wenn man erst mal anfängt, so zu überlegen, hat man sich mehr oder weniger schon für einen weiteren Drink entschieden. Aber die Einladung änderte das alles. Sie rief mir in Erinnerung, dass ich ein Ziel hatte und dorthin unterwegs sein sollte, statt in Bars mit Fremden zusammensitzen, also dankte ich ihm, zahlte und ging hinaus, ohne ihn auch nur einmal anzuschauen. Es ist nämlich so, dass ich Angst vor Männern habe, sowohl vor fremden als auch vor solchen, die ich kenne, obwohl ich weiß, dass es keinen Grund gibt, Angst zu haben. Aber es ist nun mal so, sie machen mich nervös, also stieg ich in mein Auto und ergriff die Flucht, jedenfalls kam es mir so vor, ich nahm mir nicht einmal die Zeit, mich anzuschnallen. Das könnte ich auch nach der nächsten Bar noch tun, dachte ich mir.

Ich fuhr den Wagen meiner Mutter, einen Riley, den sie von

einem ihrer letzten Autorenhonorare erworben hatte. Er war jetzt vier Jahre alt, nein, fünf – als sie ihn kaufte, war er ein Jahr alt, ein Jahr lang fuhr sie ihn, und Judith und ich hatten ihn jetzt seit drei Jahren –, aber die Leute guckten immer noch erstaunt und interessiert, wenn er an ihnen vorbeifuhr – ein Klassiker, der inzwischen ziemlich viel Öl schluckte. Er gehörte wohl halb mir und halb Judith, auch wenn das keiner je wirklich ausgesprochen hatte. Unser Vater hatte nach der Beerdigung meiner Mutter gesagt, wir sollten damit nach Berkeley zurückfahren, und seither hatten wir den Wagen und betrachteten ihn als unseren. Wobei das etwas ganz anderes bedeutete als bei unserem Flügel. Unseren Flügel hatten wir selbst ausgesucht. Niemand hatte ihn uns geschenkt. Wir entdeckten ihn in einer Sonntagsausgabe des *Chronicle*, nicht ganz richtig geschrieben, aber einen Namen wie Bösendorfer kann man nicht jedem Schriftsetzer anvertrauen, er ist lang, und man sieht ihn nicht alle Tage. Wir aber hatten ihn gesehen, zwischen den Kleinanzeigen versteckt, wo er darauf wartete, dass ihn jemand identifizierte und Besitzansprüche anmeldete, wir gingen mit gedrückten Daumen zu der angegebenen Adresse, und es war wirklich einer. Es war unverkennbar ein Bösendorfer, für uns bestimmt, und wir wurden auf der Stelle zu seinen gemeinsamen Besitzerinnen. Ohne uns abzusprechen. Da gab es nichts abzusprechen.

Am nächsten Tag gingen wir nicht an die Uni. Es war der Tag, an dem wir unsere neue Errungenschaft in Besitz nahmen, an dem wir zusahen, wie er mit Flaschenzug und Winde von der Straße auf unser Sonnendeck gehievt wurde. Er war in dicke Schutzpolster gehüllt, sehr staubig, die Winde quietschte, Flüche erschollen, und von Würde konnte keine Rede sein. Ich schaute von der Straße aus zu, denn ich wollte dabei sein, falls er herunterfiel. Judith dagegen schaute vom Sonnendeck aus

zu, und sie war dabei, als er dort abgelegt wurde, seitlich, ohne die Beine. Ein paar Sekunden später war auch ich da, ganz außer Atem, und wir sahen zu, wie zwei Männer namens Otis und Carl ihn auf einen kleinen Transportwagen luden und in unser Wohnzimmer rollten, dort die Beine anschraubten und ihn an die Wand schoben, die wir dafür freigeräumt hatten. Dann brachte Otis Schutzpolster und Rollwagen hinaus und hängte sie an den Flaschenzug, und Carl musterte die Wohnung und auch uns, während ich ihm einen Scheck ausstellte.

»Seid wohl Zwillinge?«, fragte er, als ich ihm den Scheck reichte, und ich sagte, nein, Cousins – Cousinen ersten Grades, um genau zu sein, und dann ging er und Otis ebenfalls, und Judith und ich waren plötzlich allein mit dem Flügel, so schwarz und geschneckt und unser. Wir verspürten richtige Scheu, fühlten die Last der Verantwortung und wussten beide nicht viel zu sagen. Ich tigerte durch die Wohnung, in mein Zimmer, wieder ins Wohnzimmer, hinaus aufs Sonnendeck, und auch Judith war ziemlich reserviert. Sie spielte ein paar Arpeggios im Stehen, aber nichts Ernsthaftes. Irgendwann nachmittags gingen wir zur Uni, zu den Übungsräumen und Noten-Schließfächern, Judith nahm einen ganzen Stapel von ihren Noten mit nach Hause, und dann begann sie die Präludien und Fugen zu spielen, und alles war gut. Den restlichen Tag tat ich gar nichts mehr; ich hörte ihr nur zu und wusste, wie gut sie war und was für einen Flügel wir da hatten, und später am Abend, als sie aufhörte zu spielen und aufs Sonnendeck herauskam, wo ich auf die Lichter hinuntergeschaut und ihr zugehört hatte, sagte sie: »So sollten wir leben, findest du nicht?« Es war, als hätte ich mein Leben lang darauf gewartet, sie das sagen zu hören, und ich antwortete: Ja, oh ja, wie konnten wir es uns bloß jemals anders vorstellen? Lass uns aufrich-

tig sein, uns nicht mit Außenstehenden einlassen, einfach nur wir selbst sein, jetzt wo wir diesen Flügel haben.

Wir lehnten am Geländer, schauten hinunter auf die Lichter und hinauf zu den Sternen, die Lichter dicht gedrängt und heller, die Sterne kühler und weiter auseinander, und ich erinnerte mich daran, wie hell die Sterne in den Sommernächten auf der Ranch sind, wo keine künstliche Beleuchtung sie überstrahlt. Wir hatten sogar unsere eigenen Sterne. Unser Vater hatte uns gezeigt, wie wir sie zu den verschiedenen Jahreszeiten finden konnten – da Castor, dort Pollux, allerdings kannten wir sie unter unseren eigenen Namen. Ich hielt auch jetzt nach ihnen Ausschau, konnte sie aber nicht finden. Wahrscheinlich waren sie irgendwo hinter dem Grizzly Peak, also suchte ich nicht länger nach ihnen, sondern schaute stattdessen Judith an und bekam plötzlich das Gefühl, mein guter Stern habe mich verlassen. Und sie merkte es.

»Wir könnten doch auch woanders leben, oder?«, hörte ich sie sagen. »In Paris zum Beispiel.«

»In Paris würden wir uns genauso ähnlich sehen wie hier.«

»Aber es würde nichts ausmachen, die Leute würden es ignorieren. Deswegen gehen ja all die Farbigen nach Paris.«

»Um ignoriert zu werden?«, fragte ich. »Ich weiß nicht, ob ich ignoriert werden will. Und ich will auch nicht, dass du ignoriert wirst.«

»So wäre es doch auch nicht. Du könntest deinen Widerstand aufgeben und anfangen zu schreiben – und –«

»Was denn schreiben?« Mein alter Komplex war verlässlich zur Stelle.

»Das, was du weggeworfen hast«, sagte sie, ganz schlicht und beiläufig, als fände sie, dass ich das nicht hätte tun sollen, und im nächsten Moment war kein Komplex mehr da.

»Und du?«, wollte ich wissen. »Würdest du auch arbeiten?« Ich bekam keine prompte Antwort, sondern eine, deren Formulierung ihr nicht leichtgefallen sein konnte. Sie wisse, was sie wolle, sagte sie, zumindest glaube sie das, und es sei nichts besonders Schwieriges oder Spezielles, wie etwa Konzerte zu geben und Eintritt dafür zu verlangen. Es habe eher etwas damit zu tun, sich als Teil einer Tradition in der Musik zu begreifen, ihr treu zu bleiben und in jeglicher Funktion, die einem entspreche, an ihr zu arbeiten – zu spielen, was geschrieben werde und bereits geschrieben worden sei, auch selbst zu komponieren, wenn man es wolle und könne, vor allem aber zu versuchen, sie lebendig zu halten, die Spreu vom Weizen zu trennen und getrennt zu halten. Zu wissen, was Spreu und was Weizen sei, und das alles wichtig zu nehmen sei eigentlich eine Lebensaufgabe.

Während ich ihr zuhörte, wünschte ich, unser Vater würde das alles hören – es entsprach so genau dem, was er uns seit unserer frühesten Kindheit sagte, und zwar nicht nur über Musik, sondern über alles. Der reine Glaube des Skeptikers. Vielleicht glaubt man nicht an Konzerte, aber man glaubt an die Musik, es ist einem wichtig, was mit ihr geschieht, und man ist bereit, seinen Beitrag zu leisten, sei er noch so unmaßgeblich. Was er vermutlich war.

»Was ist denn das jetzt?«, fragte ich. »Eine Erweckungspredigt?«, und sie sagte sehr leise, das hoffe sie, es sei an der Zeit, uns zu entscheiden – entweder zu sein, was wir sein sollten, oder etwas anderes zu werden.

»Ich verstehe nicht, was du meinst«, sagte ich, aber ich wusste es sehr wohl. Wir hatten mit allen möglichen Fremden fraternisiert, um es mal so zu nennen. Besonders ich, was immer es mir gebracht haben mochte. Ich hatte das als meine